



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

v. Clausewitz: Ein alter Bekannter.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

loschene oder tiefeingesunkene Augen, Gehörsschwäche, schlechte Beschaffenheit der Organe des Athems und der Verdauung, Gehirnerweichung und was sonst noch Häßliches und Verdrießliches auf dem Wege zwischen dem achtzigsten und dem hundertsten Geburtstage auch den meisten völlig normal Organisirten aufzulauern und sich aufzudrängen pflegt, so ist sehr alt werden näher betrachtet trotz der Schrecken des Grabes kein rechtes Vergnügen. Diese eingetrockneten Halbtohten, in deren Köpfen und Herzen die Persönlichkeit und das Bewußtsein kaum noch erhalten sind, diese zu Fett gewordenen Reliquien längst verflorener Tage würden, wenn der Wunsch nach sehr langer Lebensdauer oft erfüllt würde, wenn wir sie demzufolge häufiger zu Gesicht bekämen, oder wenn wir sie sogar nicht als Ausnahmen, sondern als Regel zu betrachten hätten, einen bedrückenden Einfluß auf die noch ganz lebende jüngere Welt ausüben. Ein nützlichcs, sich selbst und seiner Umgebung erfreuliches, Segen verbreitendes, das Vaterland förderndes Leben ist zu wünschen, nicht ein über das gewöhnliche Maß hinausgehendes, unfruchtbares, schläfriges Fortflackern der Lebensflamme. Leben heißt arbeiten, dann genießen können, und ein Vegetiren in halbversteinertem Zustande, in Dusel und Traum, ein Zerbröckeln, Verwittern und Erschlaffen, eine Existenz ohne die alten Freunde, ohne Verständniß der neuen Zeit, ein Zusammenschwinden aller geistigen Fähigkeiten, wie wir dies alles bei den hier besprochenen Uragreisen bemerken, erinnert doch gar zu sehr an das ewige Leben der Frau im Glase, die in der Lübecker Marienkirche hängt, als daß man sich nicht geneigt finden könnte, einmal eine Ausnahme von der Regel zu machen und sich lieber statt des Gewisses das Ungewisse herbeizuwünschen.

Ein alter Bekannter.

Der Alarmruf, den die „Grenzboten“ von der westlichen Grenze her im December ausstießen, gegen die französische Annahmung eines P. Merruau, der unter der Haut eines wissenschaftlichen Löwen die vollkommene Natur eines französischen — Chauvins nur kümmerlich verbarg; dieser Alarmruf, die Redaktion darf es sich sagen, hat seinen Zweck vollkommen erfüllt. Als im Februarheft der Revue des deux mondes unser verkleideter Löwe von Neuem seine Stimme erschallen ließ, da haben ihn unabhängige, officiöse und officielle deutsche Blätter tapfer an den Ohren gepackt und weiblich zerzaust. Daß sie

den nasenweisen Merruau so kräftig angefaßt haben und die verbissene und verlogene Redaktion der Revue dazu, die nur, um sich populär zu machen, gegen Deutschland zetert, während sie unter Badinguet I. ganz andere Töne anschlug, das ist Recht und ein erfreuliches Zeichen. Und es ist natürlich, daß sie dabei diesmal den „Grenzboten“ voraus waren. Es ist nun einmal das Loos einer periodischen Zeitschrift, daß sie von der Tagespresse überholt wird. Einige bescheidene Blümchen indeß sind den eiligen Händen entgangen, und da einige davon zu den duftigsten und schönsten Geistesblüthen gehören, welche der Phantasie Paulchens entsprossen sind, so finden sich vielleicht noch freundliche Seelen, welche sich nicht undankbar von dieser Mehrenlese auf dem Felde der internationalen Beschränktheit abwenden.

Gleich auf der ersten Seite dieses Aufsatzes „Les marines secondaires par P. Merruau“ (Revue des deux mondes Tome XIX.) fällt dem Grimme unseres ebenso scharfsinnigen als kundigen Gegners ein harmloser Professor des Gymnasiums zu Halle a/S. zum Opfer. Der hat in seinem Leitfaden der Geographie von der physikalischen Zusammengehörigkeit der holländischen und jütischen Häden mit denen der norddeutschen Tiefebene gesprochen. Unser Franzose, von dem Voltaires Ausspruch: seine Landsleute seien Tigeraffen, nur noch zur Hälfte gilt, da er die Tigernatur längst abgestreift, vielleicht nie besessen hat, sieht in diesem Schulbuch der untern Klassen ein politisches Machwerk. Das ist dem Menschen sehr übel gedeutet worden; meiner Ansicht nach mit Unrecht. Ein Franzose hat keinen Begriff von der ehrenvollen Unabhängigkeit, in der sich der deutsche Lehrer- und Gelehrtenstand mit geringen Ausnahmen stets bewegt hat und Gott sei Dank noch bewegt. In seiner lieben Heimath kennt er's nicht anders, als daß jeder, auch der namhafteste Gelehrte, nur nach monatelangen Antichambriren, Speichellecken u. bei dem Präfekten, Minister, je nach dem Grade seiner Bedeutung, Lehrbücher der populären Wissenschaften veröffentlichen darf. Es ist das nicht gesetzlich nothwendig, aber die liebe Geistlichkeit hat ihre besonderen Gründe, gerade diesen Literaturzweig zu überwachen, und sorgt dafür, daß dem, welcher von solcher Ueberwachung sich emancipiren will, einige Unannehmlichkeiten in seinem öffentlichen und privaten Leben passiren, die ihn für die Zukunft gefügig machen. Daher sieht ein Franzose gewöhnlichen Schlags in jedem derartigen Lehrbuch auch in Deutschland ein officiellcs Aktenstück. —

Sehr überraschend ist dagegen die Schilderung des norwegischen Fischer=volkes, von dem er erzählt, sie gehen zu den Lofodden auf die Walfischjagd und trotzten den Gefahren des Mälstroms, der „die Schiffe in seinen Wirbel reißt und verschlingt“. Diese zwei interessanten Notizen zeigen, daß unser Paulchen, wenn er auf dem oben bemeldeten Gym=

nasium nach Halle sich zur Aufnahme meldete, von dem Verfasser des bitterböfen Lehrbuchs kaum in die Unterquarta einrangirt werden dürfte, wenn er eigensinnig bei der Behauptung stehen bleiben sollte: an den Lofodden wird Walfang betrieben, und der Mälstrom verschluckt Schiffe zum täglichen Brote. Mich wundert nur, daß er uns nicht ein Abenteuer von Kraken erzählt! Dafür aber entschädigt er uns durch die Schilderung, wie der norwegische Fischer, wenn er genug Wale an den Lofodden gefangen hat und vom Mälstrom Vormittags verschlungen worden ist, seine Nachmittage verbringt: da sitzt er nämlich auf dem Fensterbrett seines Hauses, das stets an einem bis 2000 Fuß hohen Abgrund steht, fischt mit der Angel und baumelt mit den Beinen über dem Abgrund. So steht's auf Seite 401: „Les jours de repos, où la barque est tirée sur le sable, ils pêchent, assis au rebord de leur fenêtre, les pieds suspendus au-dessus de l'abîme.“ Was müssen die Leute für kalte Füße bekommen! — —

Als Merruan das Seetreffen bei Helgoland schildert, das am 9. Mai 1864 zwischen Dänen und Oesterreichern stattfand, da ist er nicht ganz im Klaren, ob es Hinterlist oder Mangel an Muth von den preussischen Kanonenbooten war, daß sie nur aus der Ferne mit ihren häßlichen großen Kanonen schossen, die immer so unangenehm sicher treffen. Sie hätten müssen die dänischen Fregatten in den Grund bohren! Ja, das ist aber das Widerwärtige an dieser race prussienne — du hast es ja schon früher bemerkt — sie liebt nicht „die Gefahr um ihrer selbst willen!“

Man glaube indessen nicht, daß solcher Unsinn auch in Frankreich von allen geschickten Leuten verlacht werden müsse. Es ist für uns Deutsche ganz unglaublich, was für Aberglauben der gebildete Franzose anscheinend widerstandslos erträgt, weil ihm der Sinn für historische Wahrheit absolut fehlt. Das Sprüchwort: „Auf eine Lüge gehört eine Ohrfeige!“ wird einem Franzosen stets brutal erscheinen, er würde ja einen großen Bruchtheil seiner Bekannten mit geschwollenen Gesichtern erblicken müssen. Wie munter die Legendenbildung in Bezug auf die unangenehmen Thatsachen des letzten Krieges wuchert, dafür können wir einen Beleg aus sehr guter Quelle bieten: Ein Schweizer aus dem Waadtiland, der im Jahre 1871 bei jenem schweizer Truppencorps, welches Bourbakis fliehende Armee bei ihrem Uebertritt zu Bruntrut entwaffnete, als Wehrmann eingezogen war, berührte auf der Reise im Sommer 1874 Lyon. In einem dortigen Kaffeehause hörte er die Unterhaltung von zwei französischen Offizieren mit an. Der ältere, ein Kapitain, belehrte den jüngeren über verschiedene Erlebnisse des großen Krieges. Der Lieutenant fragte unter Anderem: Wie hängt das eigentlich zusammen, daß Bourbakis Armee, nachdem sie doch an der Vifaine siegreich die Armee der Preußen in ihrem Vordringen

aufgehalten, nicht dem General Manteuffel in die Flanke fiel, sondern diese verunglückte Umgehung in den Jura unternahm? Der Kapitain meinte sehr ruhig: so recht sei die Sache noch nicht aufgeklärt, Mangel an guten Karten und die Erkrankung Bourbakis seien wohl die Ursachen dieses ärgerlichen Zwischenfalles gewesen, der ja auch nicht viel auf sich gehabt, sondern durch den Waffenstillstand erledigt sei. „Da wallt dem Schweizer auch sein Blut!“ Obwohl er als Kind der französischen Schweiz viel Sympathie für Frankreich besaß, so ärgerte sich doch sein alemannisches Blut über solche Verdrehung der Wahrheit. Er macht sich mit den Herren bekannt, und nachdem er willkommen geheßen, erzählt er, in welchem Zustande vollkommener Zerrüttung die französische Armee damals in athemloser Hast über die sichernde Grenze geflüchtet sei, welches schauerliche Drama menschlichen Glends sich auf dem eisigen Plateau von Bruntrut abgespielt, wie viele Tausende von Menschen und Pferden auf der Stelle todt, wie viel mehr mit langem Siechthum behaftet die schweizer Spitäler gefüllt, wie die wahrhaft heroischen Anstrengungen der menschenfreundlichen Schweizer die Summe von Jammer und Leiden nicht bewältigen konnten, wie hart hinter der französischen Arriergarde die preussischen Verfolger erschienen seien, so scharf drängend, daß selbst einzelne irrthümliche Schüsse zwischen ihnen und schweizer Patrouillen gewechselt seien. — Mit unbeschreiblichem Erstaunen hören die beiden Franzosen diesen Bericht, in dem jedes Wort den einfachen und doch so überwältigenden Zauber der Wahrheit athmet. „C'est égal Monsieur, vous vous êtes trompé!“ sagt aber dann mit kurzer Verbeugung aufstehend der Kapitain, mit einem Seitenblick den jüngern Offizier auffordernd ein Gleiches zu thun, und verläßt stramm das Lokal.

So wird auch die Geschichte, die Paul Merruan vom Kolf Krake erzählt, der siegreich dem Feuer von drei preussischen Batterien getrogt habe, widerspruchslos geglaubt werden, während in Wirklichkeit durch zwei Granaten eines gezogenen Zwölfpfünders der eine Thurm des Panzers in der Drehung getroffen wurde, und derselbe eiligst den Platz verließ, um nie wieder so „dicht ran“ zu gehen. Daß Paul Merruan später fortwährend von der dänischen Ansel „Fionie“ spricht — er meint „Fühnen“ — ist so rührend, daß man ihm zu Weihnachten Klettes Kinderatlas, erste Stufe, für 60 Pfennige, „versprechen“ könnte. Es ist kein Druckfehler, denn auf Seite 417 steht es dreimal.

Neußerst ergrimmt ist Merruan auch über die dänische Volksvertretung, die sehr vernünftigerweise ihrer Regierung das Geld zu Flotten- und Küstenbauten verweigert, in der richtigen Erkenntniß, daß eine ruhige neutrale Politik — eine freundschaftliche beansprucht kein Mensch — gegen Deutschland Dänemarks sicherste Schutzwaffe sei. — Den Schweden traut sich selbst Merruan

nicht zu erzählen, daß sie ebenfalls von Deutschland annektirt werden sollen; dafür versucht er, sie durch Russenfurcht in ein höheres Marinebudget „hineinzujraulen“, wie man in Berlin sagt.

Ganz besonders schön, ja ich möchte sagen, die Krone des ganzen Aufsatzes ist aber die Eroberung Hannovers durch Preußen im Jahre 1866. Es weht darin etwas vom Hauche Dino Kloppts. Und nur Ehrfurcht vor dem geistigen Auge des Dichters, das, in holdem Wahnsinn vollend, so neue und interessante Thatsachen auf den breitgetretenen Pfaden der Weltgeschichte erblickt, hindert mich, durch freche Einschaltungen diese wahrhaft erhabene Iliade des Blödsinns zu unterbrechen. Wörtlich heißt es da . . . „Hannover hatte einen blinden König, der von seinen Unterthanen geliebt, durch Verträge geschützt, unter den Fittichen Albions lebte. Er konnte auf alle Rechte Anspruch machen, zuerst auf das, welches eine ehrwürdige Schwäche verleiht, es standen ihm sowohl die europäischen Verträge, als die mit seinen lieben und getreuen Ständen abgeschlossenen zur Seite. Aber trotz alledem verlangte der König von Preußen am 13. Juni 1866 vom König von Hannover die Erlaubniß, ein aus Holstein kommendes Armeecorps durch Hannover marschiren zu lassen. Diese Erlaubniß wurde gegeben, und darauf erfuhr man, daß gleichzeitig an der Südgrenze Hannovers ein Corps von 30,000 Mann zusammengezogen wurde und dem König von Hannover die Aufforderung zugegangen sei, seine Truppen unter preußischen Oberbefehl zu stellen. Da dies verweigert wurde, erklärte man den Krieg, und — neun Tage später wurde die preußische Avantgarde von den Hannoveranern über den Haufen geworfen. (Also am 22. Juni. Der Uebers.) Doch war man noch nicht ganz fertig. (Das Wort archiprêt war damals noch nicht erfunden.) Daher begann der preußische General über den Frieden zu unterhandeln unter der Bedingung, daß die Hannoveraner sich still verhielten und ihren errungenen Sieg nicht verfolgten. Ein Agent des Königs von Hannover wurde wohl unschuldigerweise in diesem Intriguenspiel dupirt und unterzeichnete den Frieden, ohne Wissen seines Monarchen. Ruhig vollendeten die Preußen ihre Vorbereitungen, und zwei Tage später kündigten sie dem König von Hannover an, daß sie ihn angreifen würden. Am andern Morgen, den 27., rückten sie in der Hoffnung eines leichten Sieges aus, griffen an und wurden vollständig geschlagen, aber von allen Seiten rückten Verstärkungen heran, die funfzehntausend Hannoveraner wurden von funfzigtausend Preußen umringt und mußten kapituliren!“

Welchen Grad von Unwissenheit muß der Verfasser seinem Publikum zu-
trauen, um ihm dergleichen zu erzählen? Es wäre unverzeihlich, durch ein
Wort der Erläuterung den Zauber dieser Darstellung zu trüben.

Zwei Seiten weiter aber entblüht dieser entzückenden Franzosenseele eine neue Knospe: „Frankreich, welches leider Gottes das Rationalitätsprincip ins Leben gerufen hatte, zu allererst damit experimentirte, ach, heute ist es seiner Illusionen darüber sicherlich beraubt!“ —

Nachdem er dann noch versucht, den Beweis zu liefern, daß die Holländer, aus Todesangst, nächstens vom Fürsten Bismarck gefrühstückt zu werden, krampfhast ihre Flotte vermehrten, indem sie die horrende Summe von 24 Millionen Thalern für ihr Marinebudget jährlich auswerfen, obwohl hierin die ganze coloniale Marine mit inbegriffen ist, eilt er zum Schluß, indem er Preußen (Deutschland kennt er nun mal nicht, darin ist er komisch) folgendermaßen apostrophirt: „In dem neuen Europa fühlen alle Schwächeren ihre Existenz bedroht durch die Grundsätze, welche Preußen entwickelt hat. Für diese giebt es keine Sicherheit mehr. Dänemark, Schweden und Holland sichern sich durch doppelte Riegel und Schlösser vor diesem Raubritterthum. Preußen mag diese tiefe Verwirrung aller Verhältnisse verantworten. Es hat seine Waffen zu den niedrigsten Zwecken gemißbraucht, ohne Grund hat es seine Nachbarn geplündert, nur um sich zu bereichern.“ (Franzosen thun dies nur aus Humanität, mit an der Spitze der Civilisation voranheulenden Riggerbanden.) „Weder gesetzliche Interessen, noch Familienbände, noch geheiligte Völkerrechte haben es in seiner Annexionslaufbahn aufgehalten, unter den elendesten Vorwänden hat es Kriege begonnen, indem es diejenigen niederschloß, die ihre Heimath vertheidigten.“ Aber, Herr Merriau, wen sollte es denn sonst niederschließen? die Maul- und Federhelden reißen doch immer aus; thun Sie doch nicht immer so, als ob Sie das nicht wüßten! „Ganz besonders hat es in Europa die Vaterlandsliebe verringert und mit Gewalt den Scepticismus und die machiavellistische Politik Friedrichs des Zweiten eingeführt.“ u. s. w.

So wollen wir denn auch Abschied nehmen von Merriau mit den Worten eines Freundes jenes Friedrich, „dessen Scepticismus wir jetzt mit Gewalt einführen“, mit einer leichten Variante des Herrn von Voltaire wünschen wir ihm: „weniger Vocale in seinen Namen und mehr Verstand in sein Gehirn.“

Sondershausen, 5. Februar 1877.

v. Clausewitz,
Hauptmann a. D.

Commodore Cornelius Vanderbilt.

Der jüngst zu Newyork im 83. Lebensjahre verstorbene Commodore Cornelius Vanderbilt gehörte nebst William B. Astor und Alexander Turney